

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Wenzel.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 27

Sonntag, den 28. Mai 1916

34. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag 28. Mai: Germanus. Montag, 29. Mai: Maximinus.
Dienstag, 30. Mai: Felix. Mittwoch, 31. Mai: Angela. Donnerstag,
1. Juni: Christi Himmelfahrt. Freitag, 2. Juni: Erasmus. Samstag,
3. Juni: Klotilde.

Fünfter Sonntag nach Ostern

Evangelium des hl. Johannes 16, 23—30

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wahrlich, wahrlich, sag' ich euch, wenn ihr den Vater in meinem Namen um etwas bitten werdet, so wird er es euch geben. Bisher habt ihr um nichts in meinem Namen gebeten. Bittet, so werdet ihr empfangen, auf daß eure Freude vollkommen werde. Dieses habe ich in Gleichnissen zu euch geredet; es kommt aber die Stunde, da ich nicht mehr in Gleichnissen zu euch rede, sondern offenbar vom Vater euch verkünden werde. An jenem Tage werdet ihr in meinem Namen bitten, und ich sage euch nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde; denn der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich geliebt und geglaubt habet, daß ich von Gott ausgegangen bin. Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater. Da sprachen seine Jünger zu ihm: Siehe, nun redest du offenbar und sprichst kein Gleichnis mehr. Jetzt wissen wir, daß du alles weißt und nicht nötig hast, daß dich jemand frage; darum glauben wir, daß du von Gott ausgegangen bist.

*

„Der Herr hat deine Sünde von dir genommen. Doch wird dein Sohn des Todes sterben.“ So sprach der Prophet zu David. Hier wird also deutlich hingewiesen auf den Vorbehalt, den sich Gott bei Nachlassung der Sünde macht. Die schwere, d. h. die ewige Strafe läßt er nach. Doch bleibt zurück eine Schuld, die der Sünder durch entsprechende gute Werke hier auf der Welt noch abhaken kann. Tut er das nicht, dann hat Gott nur noch eins, um zu seinem Rechte zu kommen, die Strafen des Himmels. Man kann Gott keinen Vorwurf machen, daß er nicht sofort dem Sünder die ganze Last abnimmt, sondern danken sollte ihm der Mensch, daß er ihn die sog. zeitliche Strafe hier abhaken läßt. Es sind höchst bedeutsame Erwägungen, die Gott dabei leiten. Erwägungen, die in letzter Linie seine Liebe und Milde, seine väterliche Barmherzigkeit in das herrlichste Licht rücken. Die zeitlichen Strafen, wie Krankheiten, Heimtuchungen usw. sollen den Menschen immer wieder an die unendliche Wohltat der Sündenvergebung erinnern, ihn von der Sünde abschrecken und auf der Bahn der Tugend festigen. Aus dem Auge, aus dem Sinn, heißt ein oft gebrauchtes Wort der Welt. Wäre mit dem Akt der Sündenvergebung jede Verbindlichkeit des Menschen gegen Gott erloschen, dann wäre die Gefahr nahe gerückt, bald wieder alles Geschehene zu vergessen und „zu den Fleischtöpfen“ der Ägypter zurückzukehren.

Der jetzige Krieg ist wohl auch eine zeitliche Strafe für schon nachgelassene Sünden, wenn wir dabei die christliche Anschauung von Schuld und Vergebung als vorherrschend in Deutschland annehmen. Es sieht also, oder es kann jeder sehen, wie sehr es Gott ernst ist mit seinen Geboten und Gesetzen, und wie hart er es strafft, wenn sich Völker, die das Salz der Erde sein wollen, von ihm abwenden und das Ziel der Schöpfung, die Anerkennung Gottes als des obersten Herrn jeder Kreatur, vereiteln oder aufhalten wollen. Das dabei auch der Sündenlose mitbetroffen wird, deutet nur noch eindringlicher und wichtiger auf die verlebte Majestät Gottes hin und auf das unerbittliche Gesetz der vollständigen Sühne jeder Verleumdung.

Uebrigens haben wir es in der Hand, auch in diesem Punkte uns zu helfen und das, was uns vielleicht hart ankommen mag, in leichtere Leistungen umwandeln zu lassen. Das geschieht im Ablass. Wer einen Ablass gewinnt, erhält darin von der dazu bevollmächtigten Kirche die Nachlassung aller zeitlichen Strafen, oder eines Teiles derselben, die auf die Begehung der Sünde gesetzt sind. Es ist aber wohl zu beachten, daß durch den Ablass nicht etwa alle Leiden auf dieser Erde aufgehoben werden — der Quadenstein ist das Gegenteil —, sondern nur jene Leiden,

die nicht zur Seligkeit beitragen. Die Leiden haben eine doppelte Seite, das Ziel der Bächtigung und das der Besserung. Nur die Leiden, die Gott zu unserer Bächtigung aber uns verhängen wollte, werden durch die Gewinnung des Ablasses aufgehoben. Für die Leiden zur Besserung gibt es keine genutzenden Werke, sonst wäre ja der Ablass ein Hindernis auf dem Wege zum Himmel. Man sieht das deutlich bei David. Zur Strafe für seine Sünden war ihm der Tod seines Kindes angekündigt worden. „Da betete und fastete er um des Kindes willen.“ Allein Gott nahm die genutzenden Werke nicht an und ließ das Kind sterben. Bei Maria, der Mutter Gottes, hatten alle Leiden und Kreuze keinen anderen Zweck, als ihr reiche Gelegenheit zu geben, den Schatz ihrer Verdienste zu vermehren. Und so verfährt Gott auch jetzt zur harten Kriegszeit. Viele Menschen haben ja auch zu büßen und genugzutun. Allein wie viele, die in der richtigen christlichen Absicht die Kriegssopfer und Entbehrungen tragen, gehen reich und segnet an himmlischen Verdiensten als Sieger aus dem Kriege hervor.

Es könnte der Einwand erhoben werden: Wenn Gott durch die Kirche die Menschen im Ablass dispensiert von den Werken der Genugtuung, dann kommt er ja zu kurz. Die Antwort darauf ist: Gott kommt nicht zu kurz. Denn beim Ablass wird zurückgegriffen auf das, was Jesus auf Erden geleistet hat. Das war ja nicht für eigne Sünden — denn Jesus war sündenlos — sondern sollte für die Bedürfnisse der Menschen sein. Also aus diesem reichen überfließenden Schatz der Verdienste schöpft die Kirche und bietet beim Ablass Gott als Genugtuung an.

Der Ablass ist auch keine Ermunterung zum leichten Sündigen, wie böswillig behauptet wird. Das Härteste und Unangenehmste bei der Vergebung der Sünden ist das Bekenntnis vor dem Priester. Der Ablass hat aber mit der Beichte gar nichts zu tun. Nicht die kleinste Sünde, geschweige denn eine Todsünde, wird im Ablass vergeben, sondern nur die zeitlichen Strafen. Aber das kann man sagen, daß die Ablässe Anlaß sind zu reicher Benutzung der Gnadenmittel der Kirche, und daß man danach trachtet, möglichst viel Ablässe zu gewinnen, Gott gleichsam die Waffe aus der Hand windet, die er schon gegen uns geschwungen hatte. Wer nichts von Ablässen wissen will, gleicht einem Manne, der einem hohen Berge zusteigt und den Weg hinauf möglichst über felsiges, dornenreiches Gesträuch nimmt, obwohl ein gerader, schöner Weg hinaufführt.

Aber der Ablass wird doch sehr viel mißbraucht! — Welche gute Einrichtung wird nicht mißbraucht. Diesen Mißbrauch teilt der Ablass mit so vielen anderen, aber deswegen hört er nicht auf, etwas Gutes, Empfehlenswertes zu sein. Und wenn andere einen schlechten Gebrauch davon machen, dann will wenigstens ich den Ablass gebrauchen, wie es die Kirche wünscht, als ein leichtes handliches Mittel zum Fortschritt im Guten.

Rebecca war die Verführte, aber deswegen nicht frei vom Schuld. Sie war mitschuldig des Ehebruchs. Trotzdem nahm sie der Herr wieder in Gnaden an, und sie wurde sogar die Stamm-mutter des Erlösers. Als nach dem Tode ihres Mannes sie David zum Eheweibe nahm, wurde sie die Mutter des Samuel. Von David und Samuel stammt aber im Königsstamme der Erlöser ab. Darin liegt die überaus befestigende Wahrheit, wie auch ein Sünder, auch ein noch so großer, wieder zu Ehren und Ansehen bei unserem Herrgott kommen kann, wenn nur seine Besserung aufrichtig und nachhaltig ist. Beim Beten ist uns der Gedanke oft störend und hinderlich: Gott kann wegen meiner früheren Sünden mich nicht so anschauen, wie einen Gerechten. Er muß ja immer meinen früheren Reichtum vor Augen haben. Dieser Gedanke liegt uns nahe, trifft aber nicht zu und widerspricht geradezu Gottes Liebe mit dem Sünder. Bei seinem Aufenthalte auf dieser Welt war das schon so. Mehr hat er sich der Sünder und Unvollkommenen angenommen als der Gerechten. Er spricht es geradezu aus, daß er der Sünder wegen gekommen sei, und sein letztes Werk auf Erden war das Wort der Vergebung gegenüber dem Schächer am Kreuz. Mit einer guten Beichte ist die Vergangenheit eines Menschen für unseren Herrgott abgeschlossen und nur die verheißungsvolle Zukunft tut sich ihm auf. Ein Sünder kann alles wieder bekommen, was er verloren, die Freundschaft Gottes und der Heiligen ist ihm wieder sicher und ein hoher Platz im Himmel. Was er verläßt, kann er durch vermehrten Eifer wieder einholen und er kann so in kurzer Zeit zu großen Verdiensten gelangen. Vergessen wir nicht, daß ein solcher eigne Gnaden erhält, um in der Tugend standhaft zu bleiben. Aushalten, Durchhalten heißt es auch hier. Bp.

Der hl. Ferdinand — ein königlicher Krieger und Sieger

(30. Mai.)

Er tritt mit Freuden die Kämpfe Gottes!
(Nach 1. Kap. 3, 2.)

Ein Heiligenleben, das so recht in die rauhe, schwere Kriegszeit hineinpaßt, ist das Leben des hl. Spanierkönigs Ferdinand des Dritten.

Der Vater des hl. Ferdinand, der 1198 geboren wurde, war König Alphons IX. von Leon im Nordwesten Spaniens; die Mutter Berengaria von Kastilien. Da Alphons und Berengaria nahe mit einander verwandt waren, bestand Papst Innocenz III. auf ihrer Trennung; doch wurden die Kinder dieser Ehe, weil sie in bester Absicht geschlossen worden war, als rechtmäßig anerkannt. Berengaria, eine Frau von hohen Tugenden, ging zurück an den Hof ihres Vaters; so verlor der sechsjährige Ferdinand die liebende Sorgfalt der Mutter, wurde aber dennoch unter der Obhut des Vaters aufs Sorgfältigste erzogen.

König Alphons war ein guter Fürst, nur gegen sein Kind zeigte er sich merkwürdig kalt, und diese Kälte wuchs in dem Grade, als der junge Prinz sich an Leib und Seele vortellhaft entwickelte. In den Mühen des Friedens wie des Krieges wurde Ferdinand von Tag zu Tag mehr Meister. Vor allem aber zeigte sich an ihm eine wunderbare Reinheit, eine tiefe, echt menschliche Frömmigkeit, ein außerordentlich scharf entwickeltes Rechtsgefühl und ein großes Erbarmen mit jeglicher Menschennot. Das ganze Land sah in freudigem Hohen auf den Königssohn.

Berengarias Bruder war gestorben; sie selbst war Königin von Kastilien geworden. Sie ließ nun ihr Kind zu sich bitten. Der Vater gab Ferdinand frei. Die Mutter empfing ihren herrlichen Sohn mit echt mütterlichem Jubel, legte dann aber die Krone zugunsten Ferdinands nieder, dem die Großen Kastiliens jubelnd huldigten.

So war der achtzehnjährige Prinz König geworden — damit aber auch Streiter, der das Schwert nicht mehr aus der Hand legen sollte. Zuerst mußte er es ziehen — gegen den eigenen Vater. Dieser war sehr ungehalten, daß man den Sohn ihm „entföhrt“ und zum Könige des Landes gemacht; auf das er selbst, allerdings mit Unrecht, Anspruch machte. Der Graf Alvar von Bora schürte in seiner Verworfenheit noch das Feuer, und da der Adel Kastiliens geschlossen für den jungen Herrscher eintrat, standen sich bald die Heere in Schlachtlage gegenüber. Doch Ferdinand schauderte vor solch einem Blutvergießen; er sandte Abgesandte ins Lager des Vaters. Diese redeten in seinem Namen den Erzürnten an: „Warum gröllest du mir und bringst das Verderben des Krieges über mein Volk? Wie ist es möglich, daß dich mein Glück betrübt? Gerecht ist dir denn nicht auch zur Ehre, daß dein Sohn das Szepter von Kastilien führt? Ich fürchte keinen Feind im Kriege, aber dich kann ich mir als meinen Feind nicht denken! Ich liebe und ehre dich als meinen Vater und Herrn und will alles dulden, bis daß du dein Unrecht einsehst!“ Dieser kindliche Freimut, verbunden mit herzlicher Liebe rührte den Vater — in Frieden schied er von dem Sohn. Und als er durch das Testament seine beiden Töchter zu Erbinnen Leons eingesetzt hatte, und so nach seinem Tode 1230 auch wegen dieses Königreichs der Streit auszubrechen drohte, vermittelte die Mutter; gegen ein entsprechendes Jahrgeld traten die Frauen zurück, und Ferdinand war auch König von Leon. Vereint wurden die beiden Königreiche der Grundstock des späten so mächtigen Spaniens.

Schon vorher hatte Ferdinand mit Hilfe der frommen Mutter sich eine Lebensgefährtin ausgesucht; ihre und seine Wahl war auf die ebenso schöne wie tugendhafte Beatrice, die Tochter des deutschen Königs Philipp von Schwaben, gefallen. In reinstem, ungetrübtem Glücke erblühte dies Familienleben.

Von Afrika aus hatten im achten Jahrhundert die Anhänger Mohammeds, in Spanien Mauren genannt, den größten Teil der reichen Halbinsel erobert. Die Königreiche Kastilien-Leon und Aragonien, sowie die Grafschaft Portugal, hatten sich allmählich aus den Trümmern des christlichen Vordenreiches wieder emporgearbeitet. Daß Spanien einmal wieder ganz christlich werden müsse, galt bei Fürst und Volk als ausgemacht. Als der hl. Ferdinand durch glückliche Schickungen König des Doppelreiches Kastilien-Leon geworden war, sah er darin eine Mahnung, den Kampf gegen die Mauren mit Mut aufzunehmen. In sieben Feldzügen unterwarf er den maurischen König von Valencia. Dann verband er sich mit den Herrschern von Aragonien, Navarra und Portugal, um die Maurenherrschaft ins Herz zu treffen. Er drang in das reiche Andalusien ein, eroberte die Hauptstadt des dortigen Königreiches, das feste und prachtvolle Cordova, pflanzte auf der herrlichen Moschee das Kreuz auf und ließ die Glocken, die einst die Mauren auf Christenschultern fortgeschleppt hatten, auf Maurenschultern in das Heiligtum des hl. Jakobus zurückbringen. Dann drang er weiter vor, festigte nicht nur die ersten Eroberungen, sondern unterwarf auch das Gebiet von Murcia und zwang den König des letzten Maurenreiches, den Herrscher von Granada, zur Zahlung eines jährlichen Tributes. Das Ende des glorreichen Kriegszuges bildete die Eroberung des festen und reichen Sevilla.

Ferdinand hatte den Krieg unternommen, um fremde Eroberer zu vertreiben, um Spanien wieder dem Christentum zu unterwerfen. Er wußte wohl, daß auch ein gerechter Krieg ein unbeschreibliches Elend über die betroffenen Völker bringt, des-

halb suchte er nicht nur alle unnötige Grausamkeit von dem Kriegszuge fernzubehalten, er strebte auch mit Flugschwindigkeit die Kriegsschäden zu vermindern, den angerichteten Schaden wieder gutzumachen. Gegen die Feinde und die unterworfenen Völker zeigte er sich milde, die Mauren durften im Lande bleiben und nach ihrer Religion leben, ebenso auch die zahlreichen Juden. Nur gegen hartnäckige Zerstörer der christlichen Einheit konnte er mit harter Strenge vorgehen.

Doch St. Ferdinand war nicht nur ein vorbildlicher Kriegsmann Gottes, er war auch ein vorbildlicher Landesvater, und das in noch höherem Maße. Schmeichler, die größten Feinde eines Fürsten und Landes, duldet er nicht um sich; dafür berief er erleuchtete, charakterfeste Männer an seinen Hof, deren wohlgemeintem Rat er immer eher folgte als seiner eigenen Einsicht. Mit Festigkeit und vollständiger Unbesieglichkeit sprach er Recht; dem Armen gerade so zugänglich wie dem Reichen. Vor allem wollte er seinem Volke nicht schaden, sondern wirklich Helfer und Förderer sein. Wie sehr er es scheute, von ihm zu nehmen, statt zu geben, sieht man aus dem Ausspruch: „Gott bewahre mich davor, zu große Abgaben zu verlangen; ich fürchte mehr die gerechte Klage eines Armen als ein ganzes Maurenheer.“

Nachdem er noch in einem siegreichen Kriegszuge die Maurenmacht auch in Nordafrika geschwächt, ließ ihn der Herr fühlen, daß sein Ende nahe. Als der Tod ihn wirklich rief, ließ er alle Zeichen der königlichen Macht von sich und aus seiner Nähe entfernen, bat alle um Verzeihung für begangenes Unrecht, empfing mit rührender Andacht die Sterbesakramente, ließ dem Herrn zum Danke das Te Deum singen und verschied so am 30. Mai 1252. Er ruht im Dome von Sevilla, den er selbst zu bauen begonnen.

Der hl. Ferdinand tritt in gerechtem Kriege so, daß er als Held gelten muß, aber auch so, daß er als Heiliger dasteht. Seine Fürbitte möge das erwirken, daß auch unsere Helden so kämpfen, daß sie auch für des Krieges rauhe Arbeit einmal ewigen Lohn empfangen, daß sie in Tapferkeit dem kämpfenden Feinde begegnen, in christlichem Mitgefühl aber dem überwindenen Gegner gegenüberzutreten.

„Das wilde Tier kennt nur Vernichtung;
Des freien Menschen leuchtend Ziel
Sei Friedenswert und mildes Schonen
Auch in des Krieges grauem Spiel!“

P. S. B., O. F. M.

Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B. O. F. M.

Die Liebe

2. Fortsetzung

Beschaffenheit der Nächstenliebe:

Die vorausgehenden Belehrungen über die Nächstenliebe haben gewiß in jedem meiner Leser den Entschluß gereizt, das zweite große Gebot des Christentums treu zu halten. Diesem heilsamen Entschluß muß sich aber unwillkürlich die Frage anschließen: Wie soll ich denn den Nächsten lieben?

Die Antwort auf diese Frage soll hier nur im allgemeinen gegeben werden; die spezielleren Aufgaben der Nächstenliebe, wie sie in den leiblichen und geistlichen Werken der Barmherzigkeit zur Ausführung kommen, sollen einmal später besonders behandelt werden.

„Wie soll ich meinen Nächsten lieben?“ — Der göttliche Heiland gibt selbst die Antwort: „Wie dich selbst!“ Diese Antwort ist scheinbar so allgemein; in Wirklichkeit ist sie aber nicht nur vielsagend, sondern auch außerordentlich bestimmt.

Wie liebst du dich denn selbst? Gewiß, wenn du ein wirklicher Christ bist, sorgst du zuerst für das Heil deiner Seele, dann für die Bedürfnisse deines Leibes, endlich wünschst du, daß die anderen mit deinen Fehlern und Gebrechen rechnen, sie in Geduld ertragen. Wenn du deinem Nächsten in gleicher Weise gegenübertrittst, erfüllst du wahrhaft das Gebot des Herrn: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“

Fördere das Seelenheil deines Nächsten, soviel du kannst und mußt, vor allem durch Gebet, Belehrung und tatkräftige Hilfe.

Um was wir für den Nächsten gerade wie für uns bitten sollen, lehrt uns der Heiland in den vier letzten Bitten des herrlichen „Vaterunsers“. Wir sollen flehen um tägliches Brot — dies ist auch das Brot der Gnaden, beim hl. Matthäus heißt es geradezu das übernatürliche Brot —, um die Verzeihung der Sünden, um Stärkung in der Versuchung und Erlösung von dem Uebel. Eine ganz vorzügliche Übung der Nächstenliebe ist es, um Gnade für den zu bitten, der in der Stunde des Gnadenbestandes besonders nötig hat. Manche Seele wird so vor dem Falle bewahrt, oder bei dem Versuche, sich zu erheben, erfolgreich unterstützt, oder auch zu dieser Erhebung angeregt. Das deutsche Volk betätigt sich gerade jetzt auf dem Gebiete der äußeren Caritas mit staunenswerthem Eifer; dabei sollten wir nicht vergessen, für unsere Helden um Gnade zu bitten, daß sie auch auf dem geistlichen Kampfplatz bestehen; manchem würden wir dadurch zu Wohltätern für die ganze Ewigkeit, am Ende gar ihre ewigen Retter.

Eine edle Gewohnheit wäre es auch, wenn du, lieber Leser, deinem Nächsten zu einem wichtigen Tage in seinem Leben besondere Gnade ersuchst. Es tritt z. B. ein Bekanntes in den Ehestand. Mit dem Rufe um Gnade gibst du ihm ein Hochzeitsgeschenk, das an wirklichem Wert das reichste irdische Geschenk überragt und Segen bedeutet für Kinder und Kindeskinde. Oder

violette Färbung vorschreibt und ebenso für die Stola des Priesters, der den Vortag leitet, obwohl doch diese Farbe so gar nicht passen will in die helle Freude der Osterzeit; hat sich weiter keine Gedanken darüber gemacht, warum die Gebete der Bittmesse einen so ernsten Charakter tragen; kein Gloria, kein Credo, kaum ein österliches Alleluja; anstatt dessen in der Oration der Hinweis auf „unsern Drangsal“, in der wir auf „des Herrn Güte und Barmherzigkeit vertrauen und hoffen“; in der Epistel die Mahnung des Apostels: „Bekennet eure Sünden und beten für einander, auf daß ihr Rettung findet, denn viel vermag das beharrliche Gebet des Gerechten!“ Im Eingangsgebet das Gelübnis: „Lieben will ich dich, o Herr, meine Stärke“; und dann der Trost: „Der Herr ist mein Schutz, meine Zuflucht und mein Befreier.“ Trostwort im Evangelium und den übrigen Gebeten.

Woher dieser Ernst inmitten der frohen Osterzeit? Warum so stark betonter Trost inmitten gründer, blühender Frühlingslandschaft? Woher überhaupt der ganze Gebrauch der Bittmesse? — Sie ist ursprünglich nichts anderes als eine Kriegs-Bittandacht; in schrecklichen Kriegsjahren ist sie entstanden, im Kriege verbreitete sie sich, im Kriege erhielt sie letzte Ausgestaltung und allgemeine Geltung.

Das römische Weltreich war morsch geworden; seine Kaiser, obwohl Christen seit Konstantin's Tagen, hatten durch Despotismus, Währungs-wirtschaft, Luxus, das Volk ausgezogen, verarmt und entvölkert; das Meer bestand fast nur noch aus barbarischen Söldnertruppen, samtete keine Vaterlandsliebe, lebte von Unterdrückung, Plünderung und Raub; Mannesmut und Heldentat waren fast ausgestorben. Die „Barbaren“, d. h. halb-kultiivierte Völker aus den Gebieten zwischen Donau, Rhein, Nord- und Ostsee waren in immer neuen Scharen über die Grenzwälle geströmt, waren gewandert von Ost nach West, von Nord nach Süd, hatten ganze Länder bis nach Afrika hinein besetzt, neue Reiche aufgerichtet. Zuletzt war Attila, die Gottesgeißel, mit seinen Hunnen herbeigekommen, hatte mitten im jetzigen Frankreich geherrscht, Italien von Nordosten her bedroht, hatte zerstört und geplündert, was noch übrig geblieben war in den Stürmen des vergangenen Jahrhunderts. Westeuropa war ein Gewoge von neuen Völkern, neuen Staaten, die einander bekriegten, verwüsteten, beraubten, unterjochten.

So hatte seit fast einem Jahrhundert ununterbrochen der Krieg getobt und großes Elend im Gefolge gehabt: Missetat, Dürsternot, Pest. Dazu war noch in einem Teile Südfrankreichs die andere Gottesgeißel gekommen, das Erdbeben. Wo Hilfe suchen, wo Rettung erhoffen, wenn nicht beim allmächtigen Gott? Sicherlich haben die Christen damals überall viel gebetet, auch zu gemeinsamen Bittandachten sich versammelt: gewiß haben Papst und Bischöfe oft und oft zur Buße aufgefordert, um so den Himmel zu versöhnen und Gottes Hilfe in der großen Not sich zu sichern. Ueberliefert aber ist uns nur eine Rahm-nahme des hl. Bischofs Ramertus von Bienne an der Rhone. Er hielt im Jahre 470 an den Tagen vor dem Himmelfahrtstage mit dem Volke seines Bistums feierliche Bittprozessionen ab, rief dabei den dreieinig Gott um seine barmherzige Hilfe und die Vorkämpfer des Himmels um ihre Fürsprache für die arme, bedrängte Christenheit hier auf Erden. Da das Kriegselend nicht weichen wollte, wiederholte der heilige Bischof in den nächsten Jahren sein demütiges, eifriges Gebet; Nachbischöfe mit ihren Gemeinden taten es ihm nach.

Tatsächlich kam in der Folgezeit einige Ruhe über das alte Gallien; aus dem Völkergewoge hoben sich die Franken Chlodwigs über die Nachbarn heraus; die Länder zwischen dem Ozean und dem Rhein wurden zu einem einzigen Reiche zusammengefaßt, die Grenzen nach außen durch siegreiche Feldzüge gesichert. Da starb Chlodwig im Jahre 511, seine Söhne stritten sich um die Erbschaft und griffen gegeneinander zu den Waffen, wiederum stand Kriegselend vor der Tür. Da wurden im selben Jahre 511 von einer Bischofsversammlung zu Orleans die Bittandachten vor Christi Himmelfahrt für das ganze Gebiet des fränkischen Reiches zur Pflicht gemacht.

In Rom trübte man sich lange, mitten in die feierlich-frohe Osterzeit aufzulegen, Bittprozessionen aufzunehmen. Aber es kamen etwa 300 Jahre später auch über Rom schwere Zeiten: innere Empörung und Parteikampf, Bedrängung durch die Longobarden, so daß Papst Leo III. beim großen Frankenkönig Karl Hilfe suchen mußte. Aber er suchte sie auch bei einem noch größeren, beim König des Himmels und der Erde, indem er die Bitttage auch für Rom einführte. Dabei mag der fränkische Einfluß zur Aufnahme dieses alten fränkischen Gebrauchs mitgewirkt haben.

Einmal ins römische Messbuch aufgenommen, kamen die Bitt-tage mit ihren Prozessionen und Gebeten in der ganzen abendländischen Kirche in Gebrauch. Nur verlor sich allmählich das Bewußtsein, daß man es mit Kriegs-Bittandachten zu tun hatte; man dachte beim Gebete an Gottes Segen für das Gedeihen der Früchte des Feldes.

Es ist wieder Krieg, Kriegsandenken werden gehalten in Dörfern und Städten. Einen Kriegs-Sühnetag haben wir gehalten am 10. Januar 1915. Aber der Krieg dauert noch fort, und sein Ende ist noch nicht abzusehen. Sollen uns die Bitttage nicht eine Mahnung sein, nach altchristlicher Sitte beharrlich zu sein im Gebete? Die Kriegs-andenken in unseren Kirchen dürften wieder mit mehr Eifer besucht werden, etwa wieder so wie im Herbst 1914! Sollen wir nicht, wie die alten Christen, unser Gebet verbinden mit Buße und Lebens-besserung? Geloben wir dem Herrn: „Lieben will ich dich, o Herr, meine Stärke!“ Dann wird der Herr auch uns sein „unser Schutz, unsere Zuflucht und unser Befreier“.

Am Totenmaar

Von Hanns Gishert.

Eine milde Frau zog es hinauf zur Kapelle am Weinsfelder Maar, die im Volksmunde das Totenkirchlein heißt, weil die Umwohner dort ihre Toten begraben. Zu der Mutter Maria mit den sieben Schwörtern im Derggen zog es sie, zu dem See, dessen häßliche Stimmung sie in den Tagen des Glücks gelodt hatte. Da, wo sie am Arme des Sohnes, den das Vaterland ihr genommen hatte, gestanden hatte, wollte sie wieder stehen, sie, die Einsame, und in dem melancho-lischen Reiz des Maars, das sie im Spätherbst von Stürmen umtost, von einem Strahl der untergehenden Sonne gestreift, bewundernd erschaut, einen Gleichklang mit ihren Gefühlen finden. In Fäßen des Palastkammerlins, da, wo sich der Statthalter vergewisselt über den Tod des Herrn nach langem Umherirren in den See gestürzt haben soll, erscholl ein banges Wimmern. Und die Woge des Totenkirchleins rief die Gläubigen herbei.

Die war eine Frau so sehr Mutter gewesen, als Agathe Trillinghoff, die Trauenglück nicht kennen gelernt hatte; vielleicht gab es keinen Sohn, der seine Mutter so sehr liebte und bewunderte, als Konrad.

Und diesen Sohn, ihres Lebens Inhalt und Sonne, hatte sie hergeben müssen. Sie hatte Abschied von ihm genommen, als er hin-auszog, begeistert und todesmutig. In die Dampfkessel hatte sie ihn ver-sprochen, daß sie nicht um ihn trauern, nicht um ihn klagen wollte, wenn er den Tod sterben sollte, der ihm der begehrenswerteste blühte. Und sie hielt das Wort, als die Nachricht kam, daß sie das Kinde, geliebte Antlitz nicht mehr sehen sollte, das ihr Glück und Sonnenschein bedeutete. Jung und schön war er dahingegangen im Bewußtsein des Sieges; nichts Dämonisches hatte ihn gestreift; für ein Großes war er ge-storben. Sie sah ihn wie die alten testamentischen Helden, wenn sie in Walhall einzogen, lichtblond mit wehenden Locken. Aber es war etwas gestorben in ihr. Sie konnte die Kraft, den Willen zum Leben nicht wiederfinden. Nur einen Wunsch hatte sie, daß der Tod, der an jungen Leben eine so überreiche Beute hielt, auch ihr zweckloses zu sich nehmen möchte.

Agathe hatte ihren Wagen unten auf der Straße halten lassen und stieg allein den Berg hinauf, das so viele Erinnerungen für sie barg. Sie hatte ihre Kraft überschätzt. Wieder und wieder mußte sie stehen bleiben, um zu rasten, und konnte doch auf diesem Gange, der der Trauer gewidmet war, ihr Auge der Schönheit nicht verschließen.

Der Rauschberg hatte einen goldenen Mantel umgeworfen; leuch-tend duftete der Winter um die Ränder des Totenmaars. Nappfelder schimmerten in zart gelblichem Grün; der Spiegel des Sees strahlte azurn im Widerschein des Firmaments, und an des Kirchleins stillen Gräbern duftete und blühte es in allen Farben des Frühlings. Vögel sangen, und der Sturmwind, der dort oben niemals ganz schweigt, rauschte den Einsamen das alte Lied vom Werden und Vergehen und vom Wieder-erscheinen der Natur ins Ohr.

Eine Schar Landfrauen in dunklen Gewändern stieg betend den Berg hinauf. Sie mochten im Totenkirchlein für das Heil Kämpfender, für die Seelen Gefallener gekniet haben. Weitlich trieb der Wind den Schall ihrer Gebete und Gesänge: Bitte für sie, Maria, bitte für sie...

Zuletzt ein gebücktes Mütterchen, den Rosenkranz in der Hand. Ein Zug von tiefem Leid lag auf dem durchfurchten Antlitz und doch leuchtete das dunkelgraue Auge in seltsamem Glanz, in seltener Klarheit. Es zog Agathe zu der einfachen Frau, deren Schicksal sie ahnte. Wie sie selber hatte die Alte ihren einzigen Sohn verloren, und mehr als das, ihren Ernährer, die Stütze ihres hohen Alters. „Ich klage nicht um ihn, ich bin stolz auf ihn. Er starb für das Vaterland, für uns alle...“

Ach! Sie selber klagte ja auch nicht. Ihm war wohl; aber sie, die Einsame, Nutzlose! Wie mochte die alte Frau ihre Zwecklosigkeit ertragen?

„Wenn man nur will, findet man immer einen Platz, wo man ruhen kann. Und beten für unser Land, für die im Feld, kann jedes. Ich stricke tagsüber Strümpfe oder wasche Soldatenwäsche, und abends beten wir Frauen zusammen.“

„Aber Sie sagten doch, Ihr Sohn sei tot, gefallen?“

„Eben drum habe ich Zeit, für andere zu schaffen. Da sind genug, die keine mehr haben, das an sie denkt... Wenn ich niemand mehr hätte, dem ich was Liebes antun dürfte, da wüßte ich ja gar nit mehr leben; aber da ist keins so arm und keins so schwach — jedes sind kein Waischen, wenn's nur danach sucht...“

Wange schaute Agathe der alten Frau nach. Sie sah in die Pracht des Lebens, die die düstere Stätte mit jungem Leben umkleidete, und sie schaute in sich. Der Wind rauschte sein Lied vom Vergehen und Werden, und Agathe verstand das Lied... Wange kniete sie im Totenkirchlein vor dem Hügel der schmucklosen Mutter mit den sieben Schwörtern im blutenden Derggen: Sehet, ob ein Schmerz gleich sei meinem Schmerze.

Als sich Agathe erhob, hatte ihr Leid den Stachel verloren. Suchen wollte sie, finden, wozu sie noch nützlich sein könnte mit ihren schwachen Kräften: „Jemandem etwas Liebes antun.“

Ein freundlicher Zufall führte sie an ein Grab, das ihr Derg bewogte. Aus dem kleinen Dorfriedhof war ein junger Freiwilliger zur letzten Ruhe bestattet, der in dem unfernen Kloster seinen Wunden erlegen war. Verdornte Blumen und Kränze mit Inschriften legten Zeugnis ab von den Ehren, mit denen der tote Held zur Ruhe bestattet worden war. Seitdem hatte wohl kaum mehr ein Fuß die stille Stätte betreten, keine Namensstafel, kein Schild kündete des Gefallenen Namen. Man wußte mochten die Seinen wohnen. Oder er hatte niemand, um ihn zu trauern. Da dankte es der Mutter, die die letzte Ruhestätte des geliebten Sohnes nicht erreichen konnte, eine wehmütig-süße Pflicht, das vergessene Grab des Namenlosen zu pflegen, es täglich mit frischen Blumen zu schmücken.

Sendet Euren im Felde stehenden Angehörigen die Rheinische Volkszeitung mit dem „Religiösen Sonntagsblatt“ ins Feld! Das ist die schönste, billigste und inhaltreichste Liebesgabe für unsere Soldaten!

Die Geschäftsstelle nimmt Abonnements zum Preise von 75 Pfg. pro Monat für alle, zum Preise von 25 Pfg. für die Freitags-Nummer mit dem „Religiösen Sonntagsblatt“ entgegen.